

VOTH, Dieter (Mainz)

An der Schwelle des Jahres – Eine Silvesterjagd

Die Nacht bricht herein, ein tiefschwarzer Himmel trägt einen gleißend hellen Mond und kalt leuchtende Sterne, ein Frosthaut hat die Vegetation und den Boden mit Reif überzogen, ein schneidend kalter Wind zischt in den Kronen der Kiefern und blattlosen Eichen. Um mich ist der Lichtkreis des Feuers, an meiner Seite die Drahthaarhündin, die zuweilen melancholisch zu mir empor äugt, doch bald wieder unter der Wärme des Feuers in Schlaf fällt. Es ist Silvesterabend – in wenigen Stunden endet dieses Jahr, während das neue vor der Schwelle wartet. Die Jagdfreunde sind gegangen, die Gäste, die Treiber, der laute, helle Hals der Terrier ist verstummt. Von fern höre ich noch das leiser werdende Motorgeräusch des Geländewagens, mit dem mein Jagdaufseher die Strecke des heutigen Tages von den Rheinhöhen zu Tal bringt.

Nun bin ich allein – das Feuer flammt noch einmal empor, als ich etliche Scheite auf die Glut lege, die Baumstämme ringsum bilden eine rötlich leuchtende Wand, hinter der das Nachtdunkel steht. Aus dem Tal ruft unermüdlich ein Kauz – Stimmung der heiligen zwölf Nächte.

Ich fülle den alten, schweren Silberbecher mit trockenem, feinperlendem Sekt. Ich trinke zuerst auf Diana, dass sie uns gewogen bleibe, zum zweiten auf die Jagd, auf dass sie jung und lebendig bleibe, dass wir, die sie lieben, das Rechte tun, und dass ihre Feinde, die sie nicht kennen, Einsicht lernen; zum wenigsten aber Toleranz. Der Drittel meiner Gedanken gilt aber denen aus unserem Kreis, die uns verlassen haben.

Und während ich die kleinen blauen Flammen betrachte, die über die dunkelrote, zusammensinkende Glut huschen, versuche ich die Erinnerung zu beschwören, wie dies alles begann.

Vor zwei Jahrzehnten fielen mir meine Jagdgründe am Mittelrhein um die kleine, mittelalterliche Stadt Bacharach zu, als ersehnte Gabe wohlwollender Götter. Und damit wurde mein, was diese Landschaft an lebendem Getier barg, die Enten am Rheinstrom, die Böcke und Hasen in den Weinbergen, Fasanen, Rebhuhn und die selten gewordene Wachtel auf dem höher gelegenen, landwirtschaftlich genutzten Plateau, schließlich Hirsch und Sau in den Eichen- und Kiefernbeständen des Rabenkopfes, des Mönchholzes und des Dorweiler Tales. Und dazu die Kantilenen der Nachtigallen im feuchten Quelltal des Hamersberges, der jähe Jagdflug des Habichts, der Beuteflug des Milans und im März der Balzruf des kreisenden Bussards.

Bereitete mir in den ersten Jahren das laute, lärmende Unternehmen der Gesellschaftsjagd durchaus noch Freude, so reifte der Geschmack dann später doch rasch heraus zur Bevorzugung der „stillen Jagd“, der Pürsch und des Ansitzes, des gelassenen Schauens und des raschen Entschlusses.

Doch einmal im Jahr sollte es möglich sein, Freunde, Gleichgesinnte, jagdnahe Gäste um sich zu sammeln. Jagdlich sollte der Anlass durchaus sein, auch bedürfte es eines zusätzlichen Stimulus, eines Stimmungsreizes, kurz eine Stunde, die dem Geschehen die rechte Weihe lieh. Und dann kamen die Weihnachtstage, die heiligen Rauhächte standen vor der Schwelle, und plötzlich waren Wunsch und Vorstellung zum Entschluss gereift: Am Silvestertag werden wir an die drei Stunden jagen, uns dann an ausgewählter Stelle inmitten der Wälder um einen Feuerstoß sammeln, bei Speisen und Getränken unter fröhlichen und nachdenklichen Gesprächen die Dämmerung aufziehen lassen, die anbrechende Nacht erwarten. Und jeder sollte ohne Begründung und lange Rede seines Weges gehen dürfen, wenn es ihm geboten schien.

Und so geschah es erstmals vor einem Jahrzehnt und seither jährlich erneut. Freilich waren die Vorbereitungen und die Regie schon unter jagdlichen Aspekten zuweilen recht delikat; häufig wussten wir, dass Sauen und Rotwild zu erwarten standen, doch lagen mitunter auch nur Fuchs und Hase auf der Strecke. Mir selbst schien dies nicht einmal allzu wichtig und bedeutsam.

In diesem Jahr nun lagen die Sauen seit nahezu einem Monat in den windgeschützten, menschenleeren und ruhigen Rheinhängen. Bevor der Frost einbrach, waren die Suhlen stets trüb, standen allenthalben die frischen Trittsiegel, verrieten die nahen Wiesen und Äcker die nächtlichen Ausflüge des schwarzen borstigen Volkes. Somit standen die Pläne fest: drei kurze Vorstehreiben, für die es nur an die zwanzig Jäger bedurfte, einer guten Terriermeute sowie ortskundiger, passionierter Treiber; denn leicht war der Gang durch das dichte Holz auf steilem Grund nicht.

Die Einladungen hatten die Freunde und Gäste vor den Weihnachtstagen erreicht, für die Jäger galt es frühmorgens, für die Nichtjagende mittags am genannten Ort zu sein. Im grauen Frühlicht stehen an die fünfundzwanzig Jäger auf dem Marktplatz des Städtchens. Hell brechen sich die Hornklänge an den Wänden und Firsten der Fachwerkhäuser ringsum. Ich erläutere den Zeitplan des Geschehens, dann formieren sich zwei Gruppen, streben nach dem Signal „Aufbruch zur Jagd“ zu den Wagen und rollen davon.

Die Rheinhänge sind dicht bewaldet, steil abfallende Felsflächen, wobei ihre Höhe stets nur wenige hundert Meter beträgt. Die sie senkrecht durchschneidenden Bachläufe schaffen recht

gut und übersichtlich bejagbare rechteckige Areale, deren erstes wir, am ehemaligen Kloster Fürstenthal beginnend, bis zum Einschnitt des Bombaches umstellen. Erste Schrotschüsse gelten dem Fuchs und Hasen. Rehwild flüchtet. Hier waren die Sauen heute nicht zu Hause! Mit einem Vorziehen der unteren und oberen Schützenlinie zum nächsten Treiben ist das Anstellen schon geschafft. Nach dem Anblasen erst Ruhe, dann die Geräusche der Treiberwehr und jäh anschwellend der Hals der Terriermeute, die von der Mitte des Treibens nach unten drängt – und dann Kugelschüsse in schneller Folge, erregte Zurufe: „Sie liegt!“ Und weiter geht es, bis das Signal „Hahn in Ruh“ Einhalt gebietet. Die erste Bilanz ist nicht unbefriedigend: drei Sauen, darunter ein recht ansehnlicher Keiler, zwei Füchse und fünf der schweren, doch leider relativ seltenen Hasen. Die übrigen Sauen sind in das nächste Treiben geflüchtet.

Zuerst werden die Hänge abgestellt, das erneute Formieren der Schützenwehr fordert seine Zeit. Als die Hörner das Treiben anblasen, klingt das Mittagsgeläut von St. Peter zu uns empor. Und noch einmal der Hetzlaut der Meute und der peitschende Büchsenknall aus dem Bachtal, in dem drei Schützen den Rückwechsel besetzt halten. Dann verlieren sich Stimmen, Geräusche und der Hals der Hunde im nächsten Tal, bis klar und reintönend die Hörner das „Hahn in Ruh“ aufnehmen und weitergeben.

Jetzt sammeln sich Schützen und Treiber an den Wagen, bergen die Beute. Eine knappe Stunde bleibt mir nun, um den Ort aufzusuchen, an dem wir den Rest des Tages verweilen wollen. In der Höhe des „Rabenkopfes“ auf einer kleinen Lichtung in einem Mischwaldbestand aus Eichen und Kiefern brennen zwei Feuer, der blaue Rauch steigt leicht in Wirbeln empor.

Der weibliche Fouragiertrupp hat bereits auf den Grillplatten zarte, wohlpräparierte Steaks und Würste diverser Art und Zubereitung vorbereitet, auf einem langen Tisch stehen Kaffee, Kuchen und Gebäck, Gebranntes aus Obst und Korn, daneben liegen im gefrorenen Laub stattliche Batterien der stanniolbekrönten, dickleibigen Flaschen.

Als dann die Jäger und Treiber eintreffen, ihnen die Freunde vom Vorstand der Jagdgenossenschaft und einige der Landwirte, deren Höfe sie für uns als Partner wichtig machen, folgen, ist die kleine Lichtung vom fröhlichen Stimmengewirr erfüllt. Während ein jeder seinen Hunger und Durst stillt, von der dienstbaren Weiblichkeit zu weiterem Nachlangen aufgefordert wird, besorgt mein Revierbetreuer das Legen der Strecke.

Und gleichsam als Ende des offiziellen Teils darf ich die Strecke verkünden: Neben sechs Sauen wurden drei Füchse und sechs Hasen unser! Dann folgten die Totsignale und das den Abschied leise und schmerzlich beschwörende „Jagd vorbei und Halali“.

So ging dieser Tag vorüber, und als sich mit dem Einbruch der Dämmerung die Freunde verabschiedet, der Revierbetreuer und einige Helfer Ordnung geschaffen und die zahlreichen Utensilien im Wagen verstaut haben und davonfahren, bleibe ich allein zurück.

Und wie im jeden Jahr lodert die Flamme noch einmal auf, sitze ich am Feuer und suche das Geschehen des scheidenden Jahres noch einmal zu überdenken. Es gilt zu ordnen, wo es möglich oder nötig ist, beiseite zutun, was verletzte und schmerzte, noch einmal zu empfinden, was Freude und Glück brachte – und nicht zuletzt das Gefühl glücklich auszukosten, so etwas wie der Hüter dieses Landstrichs zu sein, den schon so viele vor mir priesen und liebten wie Victor Hugo, Clemens v. Brentano, Heinrich Heine, Carl Simrock, Stefan George, den Hermann Löns und Detlev v. Liliencron besuchten und schätzen lernten. Und ich bin mir dessen gewiss, dass wohl kein anderes Revier einen derart großen und ausgewiesenen Kreis an Bewunderern und Historiographen aufzuweisen hat.

Die Scheite sind derweil zusammengesunken, ein durchdringend kalter Wind bläst von dem Plan der Feldflur und lässt die Glut immer wieder hell aufglimmen. Der Mond steht hoch, die Reifkristalle auf den Feldern reflektieren vieltausendfach sein kaltes Licht. Rings um mich ist es still geworden.

Und als ich den Hund an meine Seite rufe, die Waffe schultere und langsam den Weg hinab zum nächsten Dorf nehme, wo der Wagen meiner harrt, da ist auch in mir eine beglückende, heilsame Stille. Und zur Linken begleitet mich getreulich mein Schatten, den der Mond auf den Boden zeichnet.